

Jochen-Christoph Kaiser

Evangelische Kirche und sozialer Staat

Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert

Kohlhammer

Kohlhammer

Jochen-Christoph Kaiser

Evangelische Kirche und sozialer Staat

Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert

Herausgegeben von Volker Herrmann

Verlag W. Kohlhammer

Alle Rechte vorbehalten
© 2008 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart
Reproduktionsvorlage: Volker Herrmann
Gesamtherstellung:
W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. KG, Stuttgart
Printed in Germany

ISBN 978-3-17-020163-7

Inhalt

Geleitwort von KLAUS-DIETER K. KOTTNIK	7
Vorwort des Herausgebers	9
VOLKER HERRMANN	
Johann Hinrich Wichern – Martin Gerhardt – Jochen-Christoph Kaiser. Eine Skizze der Diakoniegeschichtsforschung.....	11
<i>Zum Sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert</i>	
Die Gründung des Central-Ausschusses für Innere Mission. Ein historisch-theologischer Rückblick.....	18
Volksmision als gesellschaftliche Sinnstiftung: Der kulturelle Formierungsanspruch der Inneren Mission.....	31
Friedrich Naumann und die Innere Mission	44
<i>Innere Mission und freie Wohlfahrtspflege</i>	
Freie Wohlfahrtspflege im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Ein Überblick.....	58
Friedrich Albert Spiecker (1854–1936). Eine Karriere zwischen Großindustrie und freiem Protestantismus	87
Fritz von Bodelschwingh und die Politik.....	122
<i>Herausforderungen durch den Nationalsozialismus</i>	
Innere Mission und Rassenhygiene. Zur eugenischen Diskussion im Centralausschuß für Innere Mission 1930–1938.....	138
Protestantismus, Diakonie und ‚Judenfrage‘ 1933–1941. Zur sozialen Dimension eines Konflikts.....	155
Die Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände 1934/35	194
Constantin Frick und Bodo Heyne – zwei Bremer Pastoren und die Innere Mission zwischen 1933 und 1945.....	201
‚Distanz zum Unrecht‘. Zum Spannungsverhältnis zwischen individuellen biographischen Bindungen und Bindungen an Teilmilieus für das Widerstehen. Das Beispiel der protestantischen Diakonie (1933–1945).....	216

Diakonie und Gesellschaft in West und Ost nach 1945

Die ‚Euthanasie‘-Ereignisse im Dritten Reich und deren Spuren in der Entwicklung von Diakonie und Kirche	232
Eugen Gerstenmaier in Kirche und Gesellschaft nach 1945.....	242
Der staatliche Zugriff auf die Diakonie in der DDR 1952/53.....	257

Bilanz und Ausblick

Die Bedeutung des religiösen Faktors für die Soziale Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland – Bilanz der Forschung.....	276
Aus der Geschichte lernen . . . ?.....	287
Nachweis der Beiträge.....	289
Schriftenverzeichnis von Jochen-Christoph Kaiser	290
Personenregister	302

Geleitwort

Das deutsche Sozialsystem lässt sich nicht ohne seine Wurzeln verstehen. Das Jahr 2008 macht mit seinen zahlreichen Jubiläen deutlich, wie sehr die Diakonie in diese Geschichte hinein verwoben ist. Mit Johann Hinrich Wichern und Wilhelm Löhe wurden zwei bedeutende Gründergestalten der Inneren Mission vor 200 Jahren geboren. Zwei von Wichern gegründete diakonische Einrichtungen feiern in diesem Jahr ihr 175- bzw. ihr 150-jährigen Bestehen: Das Rauhe Haus in Hamburg und das Evangelische Johannesstift in Berlin. Vor 160 Jahren wurde schließlich durch die Initialzündung der Stegreifrede Wicherns der Central-Ausschuss für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche ins Leben gerufen. Aufgrund dieser und vieler anderer langjährigen Traditionen in der Diakonie kann es nicht verwundern, wenn auch das Erinnern schon länger zur Kultur der Diakonie gehört. Doch dieses Erinnern der eigenen Geschichte bedarf auch des kritischen Blicks der historischen Forschung.

Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser hat – wie kein anderer – die Diakoniegeschichtsforschung zu seiner Aufgabe gemacht und in den zurückliegenden über 20 Jahren vorangetrieben. Seit seiner 1986 eingereichten und 1989 als Buch erschienenen Habilitationsschrift „Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914–1945“ hat er sich der Erforschung der Diakonie und des Sozialen Protestantismus insgesamt gewidmet. Wie das im Anhang dieses Bandes abgedruckte Schriftenverzeichnis ausweist, sind eine Fülle von wissenschaftlichen Aufsätzen sowie eine Reihe von Sammelbänden zu diesem Themenbereich gefolgt: Die Titel zeigen zugleich die Spannweite seines Forschungsinteresses: „Sozialer Protestantismus und Sozialstaat. Diakonie und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1890 bis 1938“ (1996), „Soziale Reform im Kaiserreich. Protestantismus, Katholizismus und Sozialpolitik“ (1997), „Soziale Arbeit in historischer Perspektive. Zum geschichtlichen Ort der Diakonie in Deutschland“ (1998), „Diakonie im geteilten Deutschland. Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands“ (1999), „Paul Gerhard Braune (1887–1954). Ein Mann der Kirche und Diakonie in schwieriger Zeit“ (2005) und schließlich „Zwangsarbeit in Kirche und Diakonie, 1939–1945“ (2005).

Über seine Publikationen hinaus wirkt Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser als Wissenschaftsorganisator. Er hat Forschungsprojekte initiiert und durchgeführt, er hat Kongresse und wissenschaftliche Fachtagungen angeregt und organisiert, etliche davon unmittelbar für das Diakonische Werk der EKD. Er hat Arbeitskreise und Publikationsforen begründet, in Wissenschaftlichen Beiräten seine fachliche Stellungnahme eingebracht, und er hat zudem zahlreiche Dissertationsprojekte und viele andere wissenschaftliche Qualifizierungsarbeiten mit seiner kritischen Rückmeldung begleitet und damit zu deren Erfolg beigetragen.

Dabei stand Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser nie in der Gefahr, ein „Verbandshistoriker“ zu werden, der nicht über den Tellerrand der Geschichte der Verbands- und Einrichtungs-Diakonie zu blicken wagte. Im Gegenteil: Professor Kaiser geht es immer darum, die Geschichte der Inneren Mission nicht nur in die Geschichte der Kirche, sondern ebenso in die Gesamtgeschichte von Staat und Gesellschaft einzubetten. Dies gibt nicht nur der Titel des vorliegenden Bandes gut wieder: „Evangelische

Kirche und sozialer Staat. Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert“, sondern es durchzieht auch die hierin enthaltenen Aufsätze.

Mit der vorgelegten Auswahl wird ein Bogen der gesamten Geschichte der Inneren Mission und Diakonie von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis in die Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg gespannt. Insofern ist der vorliegende Band in besonderer Weise geeignet, die zahlreichen Einzelstudien von Professor Kaiser zu einem ersten Entwurf einer Gesamtgeschichte der Diakonie wie des Sozialen Protestantismus zusammenzufügen. So ist dem Band eine weite Verbreitung zu wünschen!

Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland dankt Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser für seine über zwanzigjährige Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der Geschichte der Diakonie und des Sozialen Protestantismus! Der 60. Geburtstag von Professor Kaiser ist für das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland ein willkommener Anlass dies durch die Unterstützung dieses Projekts auch sichtbar zum Ausdruck zu bringen!

Pfarrer Klaus-Dieter K. Kottnik

*Präsident des Diakonischen Werkes
der Evangelischen Kirche in Deutschland*

Vorwort des Herausgebers

Am 19. Januar 2008 feiert Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser (Philipps-Universität Marburg) seinen 60. Geburtstag. Aus diesem Anlass erscheinen zwei Bände mit ausgewählten Aufsätzen des Jubilars. Während der eine Band unter dem Titel „Politischer Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert“ den Neuzeithistoriker und evangelischen Kirchengeschichtler Kaiser in den Blick nimmt,¹ konzentriert sich der andere, hier vorliegende Band auf den Diakoniehistoriker Kaiser. In den letzten 20 Jahren hat Jochen-Christoph Kaiser der Diakoniegeschichtsforschung zu einer neuen Blüte verholfen, seine Leistungen und seine herausragende Stellung auf diesem Gebiet sprechen für sich.

Der vorliegende Band möchte daher nicht einfach einen ‚Blumenstrauß diakoniehistorischer Inhalte‘ zusammenstellen, sondern zugleich die Chance des Diakoniejubiläumsjahres 2008 (200. Geburtstage von Johann Hinrich Wichern und Wilhelm Löhe) nutzen. Deshalb wurde der Band so konzipiert, dass er eine ‚kleine‘ Geschichte des Sozialen Protestantismus, d.h. vor allem der Inneren Mission bzw. Diakonie, im 19. und 20. Jahrhundert darstellt. Dabei wird der Bogen von den Anfängen im 19. Jahrhundert und der Gründung des Central-Ausschusses für Innere Mission (1848/49) bis zu den Entwicklungen der Diakonie in der Zweistaatlichkeit der Nachkriegszeit gespannt. Der Buchtitel „Evangelische Kirche und sozialer Staat. Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert“ zeigt zugleich die Schnittstellenfunktion an, die Innere Mission bzw. Diakonie dabei eingenommen haben.

Die Erstellung der Textgrundlage wurde erheblich durch die Überlassung einiger entsprechender Dateien durch den Jubilar erleichtert. Andere Texte wurden durch Frau *Cornelia Kaufmann*, Studentin der Sozialen Arbeit an der EFH Darmstadt, eingescannt und nachbearbeitet. Das Schriftenverzeichnis stellte ebenfalls *Jochen-Christoph Kaiser* zur Verfügung, es wird nach Absprache mit den Herausgebern des ‚Schwesterbandes‘ nur im vorliegenden Band abgedruckt. Die moderate formale Vereinheitlichung der Texte sowie die Erstellung der Druckvorlage übernahm der Herausgeber. Frau *Tamara Besserer*, studentische Hilfskraft am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, und *Dr. Tobias Sarx*, Akademischer Rat an der Philipps-Universität Marburg, haben den gesamten Band Korrektur gelesen. *Pfarrer Klaus-Dieter K. Kottnik*, Präsident des Diakonischen Werkes der EKD (Berlin), hat freundlicherweise das Geleitwort übernommen. Lektor *Jürgen Schneider* vom Kohlhammer Verlag (Stuttgart) hat den vorliegenden Band in das Verlagsprogramm aufgenommen und seine Entstehung begleitet. Mit den Kollegen des ‚Schwesterbandes‘, *PD Dr. Rolf-Ulrich Kunze* (Karlsruhe) und *Dr. Roland Löffler* (Bad Homburg/Frankfurt a.M.), verlief der Austausch während der Planungs- und Realisierungsphase immer hilfreich und fruchtbar.

Allen Genannten sei hiermit sehr herzlich für ihre Mitwirkung gedankt!

¹ Jochen-Christoph Kaiser, *Politischer Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert*. Ausgewählte Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, hg. v. Rolf-Ulrich Kunze/Roland Löffler (Studien zur Geschichte des 20. Jahrhunderts 1), Konstanz 2008, 354 S. – Auf Beiträge in diesem Band wird mit der Angabe „auch abgedruckt in: Kaiser, *Politischer Protestantismus*“ (mit Angabe der Seitenzahlen) verwiesen.

Auch wenn die berechtigte Hoffnung besteht, dass der inhaltlich so konzipierte Band – nicht zuletzt im Jubiläumsjahr der Diakonie – kein Ladenhüter werden dürfte, so benötigt ein solches Projekt doch Druckkostenzuschüsse. Durch die entsprechende Gewährung haben sich folgende Institutionen und ihre Leitungen verdient gemacht und somit das Erscheinen des Bandes ermöglicht:

- Diakonisches Werk der EKD, Berlin,
namentlich sein Präsident Pfarrer *Klaus-Dieter K. Kottmik*,
 - Plansecur-Stiftung Kassel,
namentlich ihre Geschäftsführerin *Elke Barthel*,
 - Diakonisches Werk in Kurhessen-Waldeck e.V., Kassel,
namentlich Oberlandeskirchenrat Landespfarrer *Dr. Eberhard Schwarz*,
 - Diakonisches Werk in Hessen und Nassau e.V., Frankfurt a.M.,
namentlich sein Vorsitzender Pfarrer *Dr. Wolfgang Gern*,
 - von Bodelschwingsche Anstalten Bethel,
namentlich der scheidende Vorsitzende des Vorstands/Anstaltsleiter Pastor *Friedrich Schophaus* und sein Nachfolger Pastor *Ulrich Pohl*,
 - Hoffnungstaler Anstalten Lobetal,
namentlich der Vorsitzende des Vorstands Pastor *Dr. Johannes Feldmann*,
 - Diakonisches Werk der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Nürnberg,
namentlich sein Präsident *Dr. Ludwig Markert*,
 - Diakonisches Werk Bremen e.V.,
namentlich sein Geschäftsführer Pastor *Michael Schmidt*,
 - Diakonisches Werk der Evang.-luth. Landeskirche Hannovers e.V., Hannover,
namentlich sein Direktor Pastor *Manfred Schwetje*.
- Ihnen allen sei auch an dieser Stelle sehr herzlich für Ihre Unterstützung gedankt!

Für Jochen-Christoph Kaiser befand sich Diakonie auch biographisch meist in Reichweite. Aufgewachsen in einem westfälischen Pfarrhaus erlebte er bereits von Kindesbeinen an Diakonie im Umfeld der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel. Inzwischen ist er durch seinen Wohnort in Willingshausen-Steinatal nicht nur in die Nähe des Gründungsortes der EKD gezogen, sondern damit auch in die Reichweite der Hephata Diakonie mit ihrem Stammsitz in Treysa. Darüber hinaus war er in den letzten beiden Jahrzehnten vielfach Berater Diakonischer Werke und Einrichtungen, so etwa in der Frage der historischen Aufarbeitung der „Zwangsarbeit in Kirche und Diakonie“ (so der Titel des Sammelbandes aus dem Jahr 2005).

Am Ende des Vorwortes stehen die guten Wünsche für den Jubilar: Jochen-Christoph Kaiser, dem diakoniehistorischen Wegweiser, sei herzlich gedankt für alle seine Einmischungen um der Sache willen. Ganz im Gegensatz zu anderen Historikern will er die Themenbereiche Christentum, Kirche und Diakonie nicht dem historischen Vergessen preisgeben, sondern hat diese gerade auf fachlich hohem Niveau in den Mittelpunkt seiner Arbeit gestellt. Dafür sei ihm hiermit sehr herzlich gedankt und auch für die Zukunft viel Schaffenskraft gegönnt. Und zu seinem Geburtstag sei dem Jubilar von Herzen alles Gute und vor allem Gottes Segen gewünscht!

Johann Hinrich Wichern – Martin Gerhardt – Jochen-Christoph Kaiser

Eine Skizze der Diakoniegeschichtsforschung

Bereits in der Denkschrift „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“ aus dem Jahre 1849 hatte Johann Hinrich Wichern nicht nur auf die notwendige Aufgabengebiete einer diakonisch-missionarischen Praxis der Inneren Mission hingewiesen, sondern ebenso auch auf die einer Geschichtsschreibung der Inneren Mission. Dies war nicht zuletzt durch sein geschichtstheologisches Denken veranlasst. Die Notwendigkeit einer Inneren Mission begründete Wichern gern und häufig mit einem Blick in die Geschichte.¹ Ihm ging es darum, dass das Gesamt der Kirchengeschichte als Geschichte einer dienenden, einer missionarisch-diakonischen Kirche verstanden werden möge: „Die volle Bedeutung und höhere kirchliche Berechtigung der innern Mission, aber auch die volle Verpflichtung zu ihr wird erst aus ihrer Geschichte entnommen werden können. Aber der Schreiber ihrer Geschichte fehlt annoch.“² Die Geschichtsschreibung der Inneren Mission hatte für Wichern immer auch eine theologische Dimension und zugleich eine legitimatorische Funktion.

Aufgrund seiner eigenen über 15-jährigen Anstaltspraxis im Rauhen Haus wusste Wichern jedoch um die Schwierigkeiten hinsichtlich der Quellenlage. So bezog er in seine Überlegungen auch die Entwicklungen seiner unmittelbaren Vergangenheit und Gegenwart ein, in der Denkschrift schrieb er dazu: „Freilich würde derjenige, welcher der geschichtlichen Quelle der inneren Mission in ihrer neuesten Gestaltung, wie sie sich namentlich in freien Gesellschaften ausgebildet hat, nachgehen wollte, einen mühevollen Weg betreten. Die Quellen bestehen zum größten Teil in einer zahllosen Menge von kleinen Broschüren, Jahresberichten, Journalartikeln meist in Lokalblättern; dieselben sind aufs schwerste, oft gar nicht zu erlangen.“³

In der Inneren Mission versicherte man sich der eigenen Geschichte zumeist anlässlich von Jubiläen oder Gedenktagen. Die erschienenen Festschriften dokumentierten den erfolgreichen Aufstieg diakonischer Einrichtungen aus kleinen Anfängen; und die Biographien wichtiger Gestalten der Inneren Mission dienten auch dem pädagogischen Ziel, diese Personen auf eine volkstümliche Weise einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen oder ihnen im protestantischen Milieu als Leitfiguren zu mehr Bedeutung zu verhelfen. Im Vordergrund stand dabei die Absicht, für die Anliegen der Inneren Missi-

¹ Zu Wichern vgl. Jochen-Christoph Kaiser, Wicherns Bedeutung für die Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert. Zu den Phasen und Umbrüchen seiner Rezeptionsgeschichte, in: Volker Herrmann/Jürgen Gohde/Heinz Schmidt (Hg.), Johann Hinrich Wichern – Erbe und Auftrag. Stand und Perspektiven der Forschung (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 30) Heidelberg 2007, 36–53 sowie Stephan Sturm, Sozialstaat und christlich-sozialer Gedanke. Johann Hinrich Wicherns Sozialtheologie und ihre neuere Rezeption in systemtheoretischer Perspektive (Konfession und Gesellschaft 23), Stuttgart u.a. 2007.

² Johann Hinrich Wichern, Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche (1849), in: Ders. Sämtliche Werke I, hg. v. Peter Meinhold, Berlin/Hamburg 1962, 175–366, 190.

³ A.a.O., 196.

on zu werben. Zumeist besaßen die Autoren umfassende und zum Teil aus eigenem Erleben unmittelbare Kenntnisse über die zu beschreibende Einrichtung oder die darzustellende Persönlichkeit. Aufgrund struktureller oder verwandtschaftlicher Verbundenheit fehlte ihnen jedoch meist die kritische Distanz. Zudem verfügten sie überwiegend nicht über die notwendigen methodischen Kenntnisse oder über die Fähigkeit, die Materie in größere kirchliche und theologische sowie politische und gesellschaftliche Zusammenhänge einzuordnen. Die Beispiele sind zahlreich, genannt seien hier nur die Biografien über Amalie Sieveking, Wilhelm Löhe oder Johann Hinrich Wichern aus der Feder von Freunden bzw. engen Mitarbeitern sowie über Theodor Fliedner oder Friedrich von Bodelschwingh d.Ä., die deren Kinder verfassten.⁴ Hierher gehören auch die mehr oder minder stilisierten Nachrufe und Biographien über Diakonissen. Auf solche Werke griffen die Kirchenhistoriker zurück, wenn sie die Geschichte der Inneren Mission in ihre kirchengeschichtlichen Gesamtdarstellungen integrierten, auch hier seien nur einige Autoren wie Ferdinand Christian Baur (1792–1860), Karl Rudolf Hagenbach (1801–1874) oder Johann Heinrich Kurtz (1809–1890) beispielhaft genannt.

Daneben gab es jedoch auch Autoren, die sich übergreifend der Gesamtgeschichte der Inneren Mission widmeten. Unter ihnen kommt Gerhard Uhlhorn (1826–1901), hannoverscher Oberkonsistorialrat und Abt zu Loccum, besondere Bedeutung zu, seine Gesamtdarstellung der christlichen Liebestätigkeit ist bis heute die einzige geblieben. 1863 durch Theodor Fliedner angeregt, erschien sie zunächst dreibändig in den Jahren 1882–1890 und erlebte 1895 eine zweite Auflage, die 1959 nachgedruckt wurde und inzwischen teilweise in einer kritischen Ausgabe vorliegt.⁵ Weiterhin ist der schleswig-holsteinische Pastor Johannes Chr. Reimpell (1848–1914) zu nennen: In den Jahren 1885–1890 und 1903–1911 erschienen seine *Beiträge zur Vorgeschichte und Geschichte der Inneren Mission* sowie seine *Geschichte der Inneren Mission des neunzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche Deutschlands* in der *Monatsschrift für Innere Mission*.⁶

Es ist hier nun nicht möglich, die gesamte nachfolgende Entwicklung der Diakoniegeschichtsschreibung bzw. -forschung darzustellen. Es ist vielmehr wichtig, festzuhalten, dass es bisher lediglich zwei Personen gab, die in ihrer Bedeutung schlichtweg singulär für die diakoniehistorische Forschung sind, dies ist zum einen Martin Gerhardt, der von den 1920er bis in die 1950er Jahre als Diakoniehistoriker weitgehend allein das „Feld“ bestellte, und zum anderen Jochen-Christoph Kaiser, der seit Mitte der 1980er Jahre für die Diakoniegeschichtsforschung maßgebend und prägend ist.

Zunächst zu Martin Gerhardt: Im Jahr 1923 war der Erlanger Privatdozent für Kirchengeschichte Martin Gerhardt (1894–1952)⁷ nach Hamburg an das Rauhe Haus berufen worden, um dort ein Archiv einzurichten und eine Anstaltsgeschichte zu verfassen.

⁴ Diese und weitere Beispiele lassen sich leicht anhand des Kapitels III. Diakonische Biographien, in: Volker Herrmann/Jochen-Christoph Kaiser/Theodor Strohm (Hg.), *Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart u.a. 1997, 51–95, erheben.

⁵ Vgl. Gerhard Uhlhorn, *Die christliche Liebestätigkeit*, 3 Bde., Stuttgart 1882–1890, ²1895, Nachdruck Neukirchen-Darmstadt 1959; Neuausgabe des Bands 2, Teil III, hg. v. Inge Mager, Hannover 2006.

⁶ Bibliographische Angaben vgl. Herrmann u.a., *Bibliographie*, 7.

⁷ Vgl. zu Gerhardt insgesamt: Volker Herrmann, *Martin Gerhardt (1894–1952) – der Historiker der Inneren Mission. Eine biographische Studie über den Begründer der Diakoniegeschichtsforschung* (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Institut 15), Heidelberg 2003.

Für seine schließlich entstandene Wicherndarstellung⁸ erhob er den Anspruch einer wissenschaftlich fundierten Biographie. Damit hob er sich deutlich vom sonst in der Inneren Mission üblichen Standard ab; gleiches gilt für seine Fliedner-Biographie und seine von Alfred Adam abgeschlossene von Bodelschwingh-Biographie.⁹ Für diese Professionalisierung der Diakoniegeschichtsforschung durch Martin Gerhardt gilt, dass sie sich auf wissenschaftlichem Niveau vollzog, nicht aber im unmittelbar universitären Kontext. Gerhardt wurde von diakonischen Einrichtungen, dem Rauhen Haus (1923–1931) und der Diakonissenanstalt Kaiserswerth (1931–1937), als Archivar und Historiker angestellt und mit der wissenschaftlichen Forschung beauftragt. Gerhardts Bemühen, die Diakoniegeschichte zu einem anerkannten Bereich innerhalb der Kirchengeschichte wie der Wissenschaft der Inneren Mission zu machen, wäre vermutlich sehr viel erfolgreicher verlaufen, wenn nicht die Innere Mission in den Jahren 1931/32 durch den sog. Devaheim-Skandal in eine der tiefsten Krisen ihrer Geschichte geraten wäre. Wenig später begann die Bedrohung der freien Wohlfahrtspflege durch den Nationalsozialismus. Es war nicht mehr an die Umsetzung eines Planes aus dem Jahr 1930 zu denken, Gerhardt nach Ablauf seiner Tätigkeit in Kaiserswerth in den Central-Ausschuß nach Berlin zu holen, um dort in der 1930 eingerichteten, dann aber bereits 1932 wieder aufgelösten wissenschaftlichen Abteilung hauptamtlich u.a. für die von ihm initiierte Organisation eines Archiv- und Bibliothekswesens der Inneren Mission sowie für die wissenschaftlich-historische Aufarbeitung der Arbeit der Inneren Mission sich einzusetzen.¹⁰ Die Krise der Inneren Mission zeigte zugleich, dass eine Verankerung der Diakoniewissenschaft außerhalb der Universitäten institutionelle Unsicherheiten in sich barg.

Über Gerhardt, der 1937 Ordinarius für Kirchengeschichte geworden war, formulierte Joachim Jeremias als Dekan der Göttinger Fakultät im Jahre 1946, dass er „seit dem Tode des Professors Mahling der einzige Spezialist auf seinem Hauptgebiet“ sei.¹¹ Mit dem zweibändigen Auftragswerk *Ein Jahrhundert Innere Mission* legte Gerhardt zum Jubiläum der Inneren Mission im Jahre 1948 erstmals eine Zeitgeschichte der Diakonie vor. Diese klammerte gerade auch die Zeit des Nationalsozialismus nicht aus, wie dies dann später, nach Gerhardts Tod, nur zu oft in der diakoniegeschichtlichen Festschriftliteratur bis in die 1980er Jahre hinein zum Regelfall wurde. Gerhardt stellte sich damit auch seiner eigenen Vergangenheit: Aufgrund seines Engagements für die Deutschen Christen und seines Eintritts in die NSDAP hatte er nach 1945 im Zuge der Entnazifizierung seinen Lehrstuhl verloren.

Gerhardts Tod bedeutete nicht nur einen Rückschlag für die diakoniehistorische Forschung, er verhinderte auch die Verwirklichung von Gerhardts Plan einer Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Hier hätte Gerhardts Einordnung und Bewertung der Geschichte der Inneren Mission im Gesamtrahmen der Kirchengeschichte des 19. Jahr-

⁸ Vgl. Martin Gerhardt, Johann Hinrich Wichern. Ein Lebensbild, 3 Bde., Hamburg 1927–31.

⁹ Vgl. Martin Gerhardt, Theodor Fliedner. Ein Lebensbild, 2 Bde., Kaiserswerth 1933–37; ders./Alfred Adam, Friedrich von Bodelschwingh. Ein Lebensbild aus der deutschen Kirchengeschichte, 2 Bde., Bethel 1950–58, Nachdruck Bethel 1980.

¹⁰ Vgl. Martin Gerhardt, Johann Hinrich Wichern und die Innere Mission. Studien zur Diakonieggeschichte, hg. v. Volker Herrmann (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 14), Heidelberg 2002.

¹¹ Dekan (Joachim Jeremias) an Rektor (Rudolf Smend), 15.2.1946, in: NHTSA Hannover, Nds 171 Hild Nr. 7490. – Vgl. Herrmann, Gerhardt, Kap. 13.1.b.

hunderts seinen Ausdruck erhalten. Gleichwohl hatte Gerhardt diakoniehistorische Pionierarbeit auf drei Ebenen geleistet: Er hat in Theorie und Praxis die Grundlagen für eine geordnete Archivarbeit im Bereich der Inneren Mission/Diakonie geschaffen, er hat die Geschichtsschreibung der Inneren Mission/Diakonie auf ein wissenschaftliches Niveau gehoben, und er hat die Geschichtsforschung der Inneren Mission/Diakonie in den wissenschaftlichen Diskurs seiner Zeit eingebunden.

Nun zu Jochen-Christoph Kaiser: Er legte 1986 dem Fachbereich Geschichte an der Universität Münster seine Habilitationsschrift vor. Sie erschien 1989 unter dem Titel *Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914–1945*. Die Studie ist inzwischen nicht nur ein Standard- und Grundlagenwerk, sondern wohl schon ein Klassiker der Diakoniegeschichte. Den Begriff der Diakoniegeschichte propagiert Kaiser darin jedoch nicht explizit. Als Zeit- und Kirchenhistoriker versteht er seine Studie vielmehr als Beitrag „zur neuen Zweigdisziplin der Kirchlichen Zeitgeschichte“, in der er eine Integrationswissenschaft sieht, die „politische, soziale, ideengeschichtliche und nicht zuletzt auch theologische Methoden und Fragestellungen miteinander verknüpft“, wie er 1989 formulierte. Da die Kirchliche Zeitgeschichte mit Kirchen- und Allgemeingeschichte gleichermaßen zu tun habe, gehe sie „weder in einer primär als theologische Fachrichtung beschreibbaren Kirchengeschichte noch in einer vornehmlich an sozialen Erscheinungsformen des Konfessionellen interessierten Sozialgeschichte auf“. ¹² In dieser Richtung hat Jochen-Christoph Kaiser sein Profil weiter ausgeprägt, seit 1994 als Professor für Kirchengeschichte der Neuesten Zeit und historische Frauenforschung am Fachbereich Theologie der Phillips-Universität Marburg.

In den zwei Jahrzehnten seit dem Erscheinen seiner Habilitationsschrift bis heute ist Jochen-Christoph Kaiser gleichermaßen Motor wie Mentor der diakoniehistorischen Forschung geworden. ¹³ Dies zeigt sich neben seinen eigenen wissenschaftlichen Aufsätzen ¹⁴ v.a. in vier Dimensionen:

1. Jochen-Christoph Kaiser hat eine Vielzahl von wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungsprojekte intensiv begleitet und gefördert, völlig unabhängig davon, ob er nun offiziell ein Gutachten zu verfassen hatte, oder ob er seine Rückmeldung als guten Rat schriftlich oder mündlich gab.

2. Auch in struktureller Form hat er als Anreger, Berater und kritischer Begleiter gewirkt, drei Beispiele seien herausgegriffen: seine Mitarbeit in der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Inneren Mission im Nationalsozialismus und im Wissenschaftlichen Beirat für Ausstellung und Katalog „Die Macht der Nächstenliebe“ ¹⁵ oder

¹² Jochen-Christoph Kaiser, *Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914–1945*, München 1989, VI.

¹³ Die folgenden vier Dimensionen beziehen sich nur auf den Diakoniehistoriker Kaiser, vgl. darüber hinausgehend auch: Rolf-Ulrich Kunze, Jochen-Christoph Kaiser als Neuzeithistoriker, in: Jochen-Christoph Kaiser, *Politischer Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert. Ausgewählte Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte*, hg. v. Rolf-Ulrich Kunze/Roland Löffler (Studien zur Geschichte des 20. Jahrhunderts 1), Konstanz 2008, 13–19, und Roland Löffler, Jochen-Christoph Kaiser als evangelischer Kirchenhistoriker, in: A.a.O., 21–24.

¹⁴ Vgl. dazu das Schriftenverzeichnis von Jochen-Christoph Kaiser im Anhang des vorliegenden Bandes, v.a. 291–298.

¹⁵ Vgl. *Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848–1998. Katalog zur Ausstellung*, i.A. des Deutschen Historischen Museums und des Diakonischen

sein Vorsitz des Wissenschaftlichen Beirats des Diakonischen Werkes der EKD für die Geschichte der Diakonie.

3. Aus der inzwischen fast schon unüberschaubaren Zahl der wissenschaftlichen Kongresse und Tagungen, die durch ihn angeregt, begleitet und mitdurchgeführt wurden, seien nur zwei hervorgehoben, die in den 1990er Jahren wohl eine besondere Bedeutung für die diakoniegeschichtliche Forschung hatten: Im Februar 1995 stand in Stuttgart das Thema „Sozialer Protestantismus und Sozialstaat. Diakonie und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1890 bis 1938“¹⁶ im Mittelpunkt, und im März 1998 lag in Berlin der Fokus auf der „Diakonie im geteilten Deutschland. Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands“.¹⁷

4. Als Herausgeber hat Jochen-Christoph Kaiser eine Vielzahl von Sammelbänden zur Geschichte der Diakonie, der Wohlfahrtspflege und zum Sozialen Protestantismus ediert. Ob als Einzelband oder als Bestandteil der Reihe „Konfession und Gesellschaft“ hat er damit die Ergebnisse der Forschung zugänglich gemacht.¹⁸

Will man aus alledem die Summe ziehen, dann liegt die Leistung von Jochen-Christoph Kaiser darin, die Forschung zur Geschichte der Diakonie in den aktuellen Diskurs zur Geschichte von Kirche, Staat und Gesellschaft eingebunden und damit auf den aktuellen Stand der historischen Forschung gebracht zu haben. Oder mit anderen Worten: Jochen-Christoph Kaiser hat der Diakoniegeschichtsforschung in den letzten 20 Jahren zu einer neuen Blüte verholfen, seine Leistungen und seine herausragende Stellung auf diesem Gebiet sprechen für sich.

Wenn man sich schließlich die Entwicklung der letzten Jahre anschaut, dann legt sich der Schluss nahe, dass Jochen-Christoph Kaiser und die Diakoniegeschichte die besten Jahre erst noch vor sich haben werden. Daher schließt dieser kurze Überblick über die Diakoniegeschichtsforschung mit einem offenen Ende, das auf Zukunft hin angelegt ist.

Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland hg. v. Ursula Röper/Carola Jüllig, Berlin 1998, Stuttgart 2007.

¹⁶ Vgl. Ingolf Hübner/Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), Diakonie im geteilten Deutschland. Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands, Stuttgart 1999.

¹⁷ Vgl. Martin Greschat/Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), Sozialer Protestantismus und Sozialstaat. Diakonie und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1890–1938, Stuttgart 1996.

¹⁸ Vgl. das Schriftenverzeichnis von Jochen-Christoph Kaiser im Anhang des vorliegenden Bandes, v.a. 290–291.



Jochen-Christoph Kaiser

Zum Sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert

Die Gründung des Central-Ausschusses für Innere Mission

Ein historisch-theologischer Rückblick¹

Im Februar 1848 erschien in London eine kleine Schrift von 30 Seiten, die Geschichte machen sollte, auch wenn sie von den meisten Zeitgenossen damals nicht beachtet wurde: das *Manifest der Kommunistischen Partei*.² Es begann mit den berühmten Worten: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot,³ französische Radikale und deutsche Polizisten.“ Und dann führten die Verfasser, Marx und Engels, im einzelnen aus, dass die soeben erst, in der Französischen Revolution und dem Ende des Ständestaats zur ökonomischen und gesellschaftlichen Macht gelangte bürgerliche Klasse bereits wieder an ihr Ende gelangt sei: Die Zukunft gehöre der neuen Klasse, dem Proletariat, postulierte das Manifest; unter Führung ihres entschiedendsten Vorkämpfers, der Kommunisten, würden die Klassenschranken und damit Elend, Armut und soziale Frage durch die gerechte Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums überwunden. Mit der Durchsetzung der Kommunistischen Revolution werde die Grundvoraussetzung aller bürgerlich-kapitalistischen Ökonomie abgeschafft: das Privateigentum. Auf diesem aber beruhten die ideellen Werte der bürgerlichen Gesellschaft: Kunst, Bildung, Religion. Durch die Revolutionierung der Ökonomie würden auch die Ideen, der geistige Überbau der bürgerlichen Gesellschaftsverfassung obsolet und gehen zugrunde.

Es klang bis in die Gewalt der Sprache hinein wie eine Antwort auf diese Herausforderung, als Anfang Mai 1848 ein Artikel in den Hamburger *Fliegenden Blättern*, der Hauszeitschrift des ‚Rauhen Hauses‘, erschien, in dem es hieß: „Communismus – der Name wirkt jetzt wie ein Medusenhaupt. Die Furcht geht vor ihm her und lässt das Blut in den Adern der bürgerlichen Gesellschaft erstarren. Und mit Recht. So unbekannt den Meisten, die von dieser Furcht erfaßt sind, diese finstere Macht ihrem Wesen nach auch sein mag, so erkennbar ist sie doch an ihren Wirkungen ... Der Communismus ist seiner eigentlichen Natur nach nicht eine politische, sondern eine sociale Erscheinung ... Der verwirklichte Communismus ... ist der zum Ausbruch gekommene verhaltene Grimm der Armuth oder der Aermeren gegen den Reichthum, die Gewaltthat der Nichtgenughabenden ... gegen jede Art von Ueberfluß des Einzelnen.“⁴ Weil der Kommunismus die Gleichheit aller durchsetzen will, erhebt er utopische und damit sinnlose Forderungen, da die Ungleichheit der Menschen für den Ver-

¹ Vortrag auf der Internationalen Konferenz theologischer Mitarbeiter in der Diakonie am 22. Mai 1998 in Wittenberg.

² Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 4, Berlin/Ost 1974, 459–503.

³ 1847/48 frz. Ministerpräsident.

⁴ Communismus und die Hülfe gegen ihn, in: Fliegende Blätter V. Serie, Mai 1848, Nr. 9; Reprint hg. vom DW der EKD, Berlin 1994; vgl. auch Johann Hinrich Wichern, Sämtliche Werke, hg. v. Peter Meinhold, Bd. I: Die Kirche und ihr soziales Handeln (Grundsätzliches und Allgemeines), Berlin/ Hamburg 1962, 133–151: 133.

fasser dieses Artikels, Johann Hinrich Wichern, eine Konstante der menschlichen Geschichte darstellt und in der Ordnung Gottes für die gefallene Welt verankert ist. Damit aber sind diese Forderungen – in Wicherns Worten – zugleich ‚unsittlich‘, da der Kommunismus „das von Gott gesetzte Wesen des Einzelnen und des Ganzen, mit den ihm zugeordneten Bedingungen der Existenz, der Auflösung und Zerstörung entgegenführt“. Wer diese Ordnungen in Frage stellt, ist konsequentermaßen gezwungen, Staat, Kirche, Ehe und Gesellschaft zu vernichten.

Wichern unterschied die *politische*, *soziale* und *kirchliche* Seite der von ihm so apostrophierten „Proletarier- und Arbeiterfrage“, in der er noch nicht die Folge der Industriellen Revolution, sondern den Ausfluss des Pauperismus sah. An zentraler Stelle stand für ihn die kirchliche Seite: Das deutsche Volk war für ihn vor allem durch das Christentum geprägt worden, und deshalb lag der tiefste Grund für die politisch-soziale Verwirrung, die in den Märzereignissen offenbar wurde, – so wörtlich – „im Verlassen und Abstreifen des Christentums“. In theologischer Hinsicht bedeutete dies, dass er und seine Mitstreiter Armut, Elend und die daraus erwachsenden politischen Eruptionen letztlich als Folge der Sünde qualifizierten. Abhilfe konnte nur die *Predigt des Evangeliums für die Armen* schaffen. Aber nicht nur die Predigt, sondern das offene Zugehen auf diese Menschen, der persönliche *Besuch* bei ihnen und die soziale Hilfeleistung waren notwendig, um die Entkirchlichung der Unterschichten aufzuhalten und sie in die christliche Gesellschaft wieder zu integrieren. Dass die verfassten Kirchen für diese Aufgabe kaum in Frage kommen würden, war Wichern klar; deshalb setzte er auf das neu aufkommende Vereinswesen, dessen freie Assoziationen hier ungehemmt von kirchenregimentlichen Hemmungen und staatskirchlichen Rücksichten aktiv werden sollten.

Lassen wir es mit dieser Momentaufnahme der ganz unterschiedlichen Deutung der revolutionären Phänomene aus dem Jahre 1848 vorerst bewenden. Wichern hat das Kommunistische Manifest damals nicht gekannt, sondern entwickelte seine Gedanken über die damals global als Kommunistische Bewegung bezeichneten Strömungen des Umsturzes der Gesellschaftsordnung eigenständig aus seiner fundierten Kenntnis der politisch-sozialen Lage und der zeitgenössischen Literatur. Es ist erstaunlich, wie rasch und unmittelbar er publizistisch und kirchenpolitisch auf den Ausbruch der Märzrevolution in Deutschland reagierte, und bei aller Kritik an den Konzepten der liberalen und linksbürgerlichen Strömungen, die bürgerliche Freiheit, politische Partizipation und die Schaffung eines einheitlichen deutschen Nationalstaats auf ihre Fahnen geschrieben hatten, wusste er um die scharfen sozialen Spannungen, die mit für den Ausbruch dieser Erhebung verantwortlich waren. Zwar erschien ihm Diagnose und Therapie intellektueller Gruppierungen des äußerst linken Flügels der Revolutionäre grundverkehrt, die sich zum Sprachrohr des verbreiteten Massenelends bzw. des Pauperismus machten, aber die Tatsache, dass es dieses Elend gab und die Einsicht, dass es mit allen verfügbaren Mitteln bekämpft werden musste, leitete auch ihn und seine Weggefährten in diesem Epochenjahr 1848. – Der folgende Beitrag geht zunächst auf die Vorgeschichte der Inneren Mission ein, skizziert dann die Ereignisse des Jahres 1848 in kirchenpolitischer wie diakonischer Perspektive und stellt in einem dritten und

letzten Teil anhand der konkreten geschichtlichen Entwicklung einige Überlegungen zum Verhältnis von Staat, Kirche und Diakonie vor.⁵

I.

An der Schwelle zum 19. Jahrhundert entfaltete sich eine *neue* Welt, die wir die *Moderne* nennen, und die das Leben der Menschen und ihr Bewusstsein in tief greifender Weise veränderte. Denn in der Zeitspanne zwischen 1770 und 1870 begann das Zeitalter der Industriellen Revolution in Europa und erreichte seine ersten Höhepunkte. Die Moderne unterwarf die Gesellschaft der Industriestaaten einem raschen Wandel in ökonomischer, sozialer und kultureller Hinsicht, der neben vielen positiven Aspekten zuvor nicht gekannte Probleme mit sich brachte. Auch das Christentum und mit ihm die kirchliche Armenpflege wurden davon tief greifend berührt: Die alten Regeln der Gestaltung bürgerlicher und christlicher Existenz galten nicht mehr ungefragt, und auch Fürsorge für die ‚schwachen‘ Glieder der Gesellschaft als selbstverständliche Konsequenz organisierter Frömmigkeit und stadtbürgerlicher Verantwortung wurde in diesen Wandel einbezogen. Uns interessiert in diesem Zusammenhang vor allem die Entstehung einer neuen Armut und ihre Bekämpfung, weil hier die Ursprünge der Inneren Mission liegen.

Man bezeichnet die neue Armut, die nach den Befreiungskriegen 1813/15 einsetzte, als *Pauperismus*. Dieser entstand als Reaktion auf die Reformen in den deutschen Ländern, vor allem in Preußen, die einen grundlegenden Umbau der Wirtschaftsverfassung einleiteten und neben anderem die Bauernbefreiung und die Abschaffung der ständischen Zunftordnung zur Folge hatten. Das Ergebnis war zunächst nicht der erhoffte wirtschaftliche Aufschwung, sondern eine sich bis zur Märzrevolution hinziehende große Wirtschafts- oder ‚Emanzipations‘-krise.⁶ Viele Handwerker machten sich nun selbständig, ohne über das notwendige Kapital zu verfügen und mussten ihre Kleinbetriebe nach kurzer Zeit wieder schließen. Mit dem schnellen Wachstum der Bevölkerung, die auf dem Lande kein Auskommen mehr fand und deshalb in die großen Städte strömte, bildeten diese Menschen eine neue Unterschicht, die von den Risiken der beginnenden Industrialisierung besonders betroffen wurden: Arbeitslosigkeit, Invalidität, Krankheit und Alter.⁷

Dies war die Lage, in der zwischen 1810 und 1848 die Anfänge der sozialen Arbeit der Inneren Mission liegen, die sich von der traditionellen kirchlich gebundenen Armenpflege signifikant unterschied. Die Differenz bezog sich vornehmlich auf zwei Bereiche: zunächst auf das Motiv eines Hilfehandelns aus religiöser Verantwortung, das jetzt soziale Zuwendung *und* die Verkündigung der christlichen Botschaft integrieren wollte. Des Weiteren sollte das Nebeneinander der zahlreichen Initiativen einzelner

⁵ Zur Literatur allgemein vgl. Volker Herrmann/Jochen-Christoph Kaiser/Theodor Strohm (Hg.), *Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997.

⁶ Vgl. *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*, bearb. und hg. v. Carl Jantke/Dietrich Hilger, Freiburg/München 1965.

⁷ Vgl. dazu die Beiträge von Rüdiger vom Bruch und Jürgen Reulecke, in: Rüdiger vom Bruch, *Weder Kommunismus noch Kapitalismus. Bürgerliche Sozialreform in Deutschland vom Vormärz bis zur Ära Adenauer*, München 1985.

und von örtlichen Vereinen und durch die organisatorische Straffung bzw. den Neuaufbau überregional tätiger protestantischer Hilfsorganisationen zugunsten höherer Effektivität überwunden werden. Dieses Programm ist untrennbar mit dem Namen des Hamburger Theologen Johann Hinrich Wichern verbunden, der seine Vorstellungen erstmals zusammenhängend in seiner berühmten ‚Stegreifrede‘ auf dem ersten protestantischen Kirchentag 1848 in Wittenberg einer größeren Öffentlichkeit vorstellte.

Wicherns Idee eines Zusammenschlusses von Einrichtungen der Inneren Mission und – in einem zweiten Schritt – ihrer Organisation in regionalen Verbänden, kam nicht von ungefähr, denn das 19. Jahrhundert ist die ‚klassische Periode‘ der bürgerlichen Vereinsbewegung in Deutschland gewesen. Die ‚Gesellschaften‘, ‚Assoziationen‘, ‚Bünde‘ und ‚Vereine‘ tauchten am Ende des 18. Jahrhunderts als Vorboten der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft auf und befriedigten mit ihren Zusammenschlüssen spezifische, in sich unterschiedliche, sich jedoch vielfach berührende Bedürfnisse. Sie erfüllten damit Brückenfunktionen im Übergang von der Gesellschaft des Ancien Régime zur modernen Welt des 19. Jahrhunderts.⁸

Seit den 1780er Jahren bildeten sich Gruppierungen, die sich künstlerischen, gelehrten, patriotischen und religiösen Aufgaben zuwandten. Im Zeichen gegenseitiger Freundschaft und Brüderlichkeit wollten die Mitglieder untereinander Aufklärung, Bildung und Erbauung betreiben, fühlten sich aber auch dem Allgemeinwohl verpflichtet. Neben der Zielsetzung der sittlichen Vervollkommnung des Individuums trat der Anspruch auf *Mitgestaltung des Öffentlichen*, was bisher allein Sache der Obrigkeit gewesen war. Dieses Kennzeichen der neuen Vereinsbewegung bedeutete jedoch nicht Konkurrenz oder gar Kritik an bestehenden Politikstrukturen – die patriotischen Gesellschaften, Lese- und Armenpflegevereine wollten im Gegenteil in Kooperation und Eintracht mit dem Staat ihren Beitrag zum bonum commune erbringen. Die gravierenden Probleme des Pauperismus und die Entstehung einer neuen Klasse brachten dann die soziale Frage jenseits der traditionellen ‚Besserung der Armen‘ auf die Tagesordnung.

Eine wichtige Rolle spielten in diesem Zusammenhang die christlichen Verbände.⁹ Zu ihren unmittelbaren Vorläufern gehörten auch die pietistischen Konventikel, die dem Charakter der Landeskirchen als *Heilsanstalt* misstrauten und das Freiwilligkeitsprinzip zum Gründungselement ihrer Sozietäten machten. Eine Vorreiterrolle haben die christlichen Zusammenschlüsse bei der Entstehung des Verbandswesens – sieht man von den zahlreichen protestantischen Pfarrern ab, die ad personam, nicht als Vertreter ihrer Landeskirchen in den Vereinen mitwirkten – allerdings nicht gespielt. Die Kirchen, besser das Kirchenvolk, hängten sich, wie Thomas Nipperdey es ausge-

⁸ Allgemein zur Vereinsbewegung: Otto Dann (Hg.), Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, München 1984. Vgl. auch Thomas Nipperdey, Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland, Göttingen 1972, 1–44.

⁹ Dazu Jochen-Christoph Kaiser, Konfessionelle Verbände im 19. Jahrhundert. Versuch einer Typologie, in: Helmut Baier (Hg.), Kirche in Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Referate und Fachvorträge des 6. Internationalen Kirchenarchivtags Rom 1991, Neustadt a.d. Aisch 1992, 187–209.

drückt hat, an die Verbandsentwicklung gewissermaßen an, in der sie ein zentrales Element der modernen Bürgerlichkeit zur Mobilisierung ihrer Anhänger gegen die Säkularisierung und für die Wiederverchristlichung der Gesellschaft sahen.

Nicht die Kirchen selbst übernahmen also das Vereinsprinzip und instrumentalisieren es für ihre Zwecke, sondern einzelne ihrer Glieder, die sich als Christen *und zugleich* Bürger verbandlich organisierten, was zeitgenössische Beobachter und die spätere Forschung dann häufig und zu unrecht als kirchenamtliche Unternehmungen interpretierten.

Dem neupietistischen Element verdankten diesen Gründungen zudem eine latent bis offen artikulierte kirchenkritische Haltung, denn „das bestehende Kirchtum galt in den von der religiösen und sozialen Not tief erregten Kreisen wegen seiner toten Form und seiner Bureaukratie als verdächtig, als unfähig, Leben zu wecken“, schrieb Otto Baumgarten 1913 im Rückblick auf die Anfänge des protestantischen Vereinswesens.¹⁰ Das bedeutete keine ‚Kampfansage‘ an die protestantischen Territorialkirchen, deutete aber auf ihre Schwächen hin. Dabei verstanden die meisten Gründungen des Vormärz ihre Tätigkeit als Angebot an die Landeskirchen, sich an den Vereinszielen mit Personal und Finanzen zu beteiligen, was diese aber meistens ablehnten. Für die Mehrzahl der Vereinsgründungen vom Vormärz bis Ende des Jahrhunderts waren zunächst also zwei, ab 1848 dann drei Strukturmerkmale unabhängig von ihrer inhaltlichen Zielsetzung bestimmend: Sie hielten erstens wie erwähnt Distanz zum Landesherrlichen Kirchenregiment, sie verstanden sich zweitens als konfessionsübergreifende Gruppierungen, d.h. sie suchten den Gegensatz reformiert-lutherisch zu überwinden, und sie verfochten schließlich unionistische Tendenzen, nicht so sehr als Vorreiter der von Preußen ausgehenden innerkonfessionellen Union, sondern als Protagonisten einer einheitlichen deutschen Reichskirche. Für die Traktat-, Bibel- und Missionsgesellschaften erwacklichen Ursprungs mussten die dogmatischen Differenzen der lutherischen wie reformierten Orthodoxie zugunsten der persönlichen Glaubensentscheidung und ihres praxisbezogenen Frömmigkeitsideals in den Hintergrund treten. Und die sozial-karitativ engagierten Stiftungen und Vereine sahen darin ein Hindernis für die Organisationsfähigkeit und damit Durchschlagskraft ihrer Arbeit über die Territorialgrenzen hinweg.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Anfänge der Diakonie einmal aus der Erweckungsbewegung und dann aus der – noch weithin christlich geprägten – bürgerlichen Reformvernunft in Anlehnung an die Spätaufklärung kamen.¹¹ Ohne dieses Zweckbündnis theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich ganz unterschiedlicher, ja gegensätzlicher Richtungen ließe sich auch der ungeheure Erfolg nicht erklären, den Wicherns Initialzündung in Wittenberg 1848 auslöste.

Der Übergang der Vereinsbewegung zu *kirchenpolitischen* Themen- und Aufgabenstellungen, die für die zahlreich folgenden Neugründungen der Folgezeit konstitutiv werden sollten, war fließend. In Parallele zu den bürgerlichen Verbänden erhob man seit 1848 mehr und mehr den Anspruch auf Öffentlichkeitswirkung mit dem Ziel, zunächst im Umfeld der Kirche selbst, dann darüber hinaus in der Gesellschaft Einfluss

¹⁰ RGG¹ V, 1631.

¹¹ Diese zweite Wurzel neben der Erweckung wird in der älteren Literatur zu unrecht nicht thematisiert; vgl. Erich Beyreuther, Geschichte der Diakonie und Inneren Mission in der Neuzeit, Berlin 31983.

auszuüben. Dies hatte, auch wenn es in vorsichtiger Form und in Anpassung an die gegebenen staatskirchlichen Strukturen geschah, eine eindeutig *politische* Komponente und realisierte sich vorerst auf zwei getrennten Ebenen, die allerdings eng miteinander verzahnt waren: Es ging einmal um die genannte Einheit der deutschen Kirchen und gleichzeitig um die ‚Lösung‘ der sozialen Frage, die man bis zur Kurskorrektur durch Adolf Stoecker noch im Kontext des Pauperismus verortete. Der Exponent dieser Semipolitisierung protestantischer Verbandsaktivitäten war Johann Hinrich Wichern, der in Wittenberg 1848 die Gunst der revolutionären Stunde dazu nutzte, für eine die Landesgrenzen überschreitende kirchliche Einheit *und* zugleich für ein Globalkonzept zur Besserung der religiösen und sozialen Lage der notleidenden unterbürgerlichen Schichten zu werben. Das war noch nicht Sozialreform wie sie andere propagierten, aber der Anfang dazu im kirchlichen Raum. – Wichern ist mit seinen unitarischen Zielen an den Partikularinteressen der Landeskirchen, der sie beherrschenden Kirchenregimenter und am lutherischen Konfessionalismus gescheitert. Aber sein soziales Anliegen setzte sich durch und begründete in Gestalt des CA für Innere Mission und der von ihm ausgehenden und angeregten zahlreichen Inneren-Mission-Vereine eine rasch expandierende sozialprotestantische Vereinswelt, die man spätestens seit den 1920er Jahren als den ‚sozialen Konzern‘ des evangelischen Deutschland bezeichnen kann.

II.

Kommen wir nun zum eigentlichen Kirchentag. Die Märzereignisse hatten die Landeskirchen, die sich als Teil der allgemeinen Staatsverwaltung begriffen und es ja rechtlich auch waren, stark beeindruckt. Dabei überwog ein Gefühl der Unsicherheit, wie man dem sich anbahnenden Neuen begegnen sollte. Andererseits war das Staatskirchentum schon vor 1848 unter zunehmenden Druck jener Kräfte aus Universitätstheologie und den Eliten eines protestantischen Laienchristentums geraten, die angesichts einer durch die Befreiungskriege entstehenden politischen Sehnsucht nach einem deutschen Nationalstaat auch eine einheitliche deutsche Nationalkirche wollten. Nicht die *politische*, wohl aber eine *kirchliche* Einigung förderte auch der preußische König Friedrich Wilhelm IV., der sich davon eine innere Belebung der Kirche und ihres gesellschaftlichen Einflusses im Rahmen jenes christlichen Staates versprach, den der konservative Jurist Friedrich Julius Stahl unermüdlich propagierte.

Noch ein anderes Faktum wirkte bei dem Zusammentreten des Wittenberger Kirchentags im September 1848 mit: Die Beschlüsse des Frankfurter Vorparlaments von Anfang April des Jahres hatten gezeigt, dass sich die politische Neuordnung im Rahmen einer Reichsverfassung auch auf die Rechtsstruktur der Landeskirchen auswirken würde:¹² Der die „Grundrechte und Forderungen des deutschen Volkes“ betreffende Artikel enthielt nämlich die Empfehlung der Gleichstellung der politischen Rechte aller Bürger „ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse und die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate“, die Abschnitt VI, Artikel V, § 147 der Frankfurter Reichsverfassung fast genau ein Jahr später (28.3.) dahingehend präzisierete, dass jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten eigenständig ordnen und verwalten sollte.¹³

¹² Ernst Rudolf Huber, Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 1, 1961, Nr. 81, 336.

¹³ Günther Franz (Hg.), Staatsverfassungen. Eine Sammlung wichtiger Verfassungen der Vergangenheit und Gegenwart in Urtext und Übersetzung, Darmstadt 31975, 161.

Jetzt galt es, angesichts des scheinbar unmittelbar bevorstehenden Endes der jahrhundertelangen Symbiose von Staat und Kirche, enger zusammenzurücken, um die vermeintlich kommende *Trennung von Staat und Kirche*, die damals als existenzbedrohend für die Kirche empfunden wurde, gemeinsam besser zu bestehen. Es waren jedoch nicht offizielle Vertreter der kirchenleitenden Gremien, die zur Septemberversammlung aufriefen, sondern bekannte Protestanten, die sich als Privatpersonen hier engagierten. Von zwei regionalen Zentren gingen die Bemühungen um einen Kirchentag aus:¹⁴

1. Im Umfeld der preußischen Rheinprovinz, an der Universität Bonn, traten der Theologe Isaak August Dörner und der Jurist Moritz August von Bethmann-Hollweg vehement für die Bildung einer Nationalkirche ein. Eine Konferenz von mehr als 100 rheinischen Theologen sprach sich im Mai 1848 in Bonn für den Vorschlag aus, eine Generalsynode einzuberufen, um die anstehenden Probleme und Chancen zu klären. Auch wenn sich die Anregung nicht durchsetzte, gehört diese Initiative zur Vorgeschichte von Wittenberg.

2. In Südhessen war es die sogenannte Sandhofkonferenz, eine Versammlung erweckter Theologen und einzelner Laien, die seit Anfang der 1840er Jahre regelmäßig zusammenkamen und auf ihrer Jahrestagung Anfang Mai 1848 angesichts der kirchenpolitisch bedrohlichen Ausspizien ebenfalls für die Einberufung einer zentralen Versammlung deutscher Protestanten plädierten, die sie als ‚Kirchentag‘ bezeichneten. Zu dessen Vorbereitung fand am 21. Juli unter Vorsitz des Gymnasialprofessors Philipp Wackernagel eine außerordentliche Sandhofkonferenz statt. Begründet wurde dieser Vorstoß mit dem auf allgemeine Zustimmung stoßenden Argument, „die Kirche dürfe nicht stumm und starr über sich ergehen lassen“, was der Staat nach seiner Trennung von ihr tun werde; keinesfalls dürfe es „dem bisherigen Kirchenregiment überlassen bleiben, ihr eine Verfassung zu oktroyieren“.

Von dieser zweiten Sandhofkonferenz gingen dann die entscheidenden Impulse für das Zustandekommen von Wittenberg aus: Wackernagel verschickte in ihrem Namen an 93 Persönlichkeiten des deutschen Protestantismus eine Einladung, in der er Vorschläge für das Programm und die Zielsetzungen machte. Darin hieß es u.a.: „Die evangelischen Konfessionen Deutschlands treten zu einem Kirchenbund zusammen; dieser ist keine Union, sondern eine zeitgemäße Erneuerung des Corpus Evangelicorum;¹⁵ jede Konfession bleibt bei der Ordnung ihres Verhältnisses zum Staat und ihrer inneren Angelegenheiten unabhängig vom Kirchenbund“. Allerdings machte der wohl nur aus Legitimationszwecken gegenüber dem Neuluthertum eingefügte Rück-

¹⁴ Folgendes nach Helmut Talazko, „Märzrevolution und Wittenberger Kirchentag“, in: Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848–1998, Katalog zur Ausstellung, i.A. des Deutschen Historischen Museums und des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland hg. v. Ursula Röper/Carola Jüllig, Berlin 1998, 58–67. – Die Beiträge des Katalogs geben insgesamt einen konzisen und dem heutigen Stand der Forschung entsprechenden Überblick über die Geschichte von Diakonie und Wohlfahrtspflege in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert.

¹⁵ Das war die Vertretung der evangelischen Stände auf den Reichstagen seit 1648. – Damit deutete sich bereits im Vorfeld des Kirchentages an, mit welchen Problemen das einladende Komitee realistischerweise rechnete. Die verbale Wiederbelebung des corpus evangelicorum von 1648 diente wohl vornehmlich dem Zweck, kirchenpolitische Gemeinsamkeiten der verfeindeten Gruppen über die theologischen Gräben hinweg zu beschwören.

bezug auf das Corpus Evangelicorum des Alten Reiches keinen besonderen Eindruck, denn der Ausdruck wurde später in den Kongressunterlagen gestrichen und durch ‚kirchliche Konföderation‘ ersetzt. In dem erst Ende August herausgehenden Einladungsschreiben „an die Freunde der evangelischen Kirche geistlichen und nichtgeistlichen Standes“ hieß es dann, man wolle ab dem 21. September „in einer vorläufigen freien Versammlung die Verhältnisse der evangelischen Kirche in der gegenwärtigen Zeitlage brüderlich ... beraten“.

Der Wittenberger Kirchentag stieß innerhalb des deutschen Protestantismus auf ein überwältigendes Echo, wenn auch nicht bei allen Richtungen. Am 21. September versammelten sich etwa 500 Teilnehmer in der Wittenberger Schlosskirche; die meisten kamen aus der Preußischen Landeskirche, unter ihnen viele Vertreter der orthodoxen Richtung aber auch der Vermittlungstheologie; nur die konfessionellen Lutheraner und die Rationalisten waren nicht erschienen. Das Einleitungsreferat hielt der gerade von Bonn nach Berlin berufene Theologe Karl Immanuel Nitzsch – einer der bedeutendsten Vertreter der Vermittlungstheologie und Vorkämpfer der Union. Er war auf der Berliner Generalsynode von 1846 als Verfechter einer neuen, zwischen den Konfessionen vermittelnden Ordinationsformel hervorgetreten, die von dezidierten Lutheranern als ‚Nitzschenum‘ verspottet wurde. M.a.W.: Der Name Nitzsch stand für ein bestimmtes Programm, und nicht von ungefähr entzündete sich an seinem Vortrag über die Notwendigkeit und Möglichkeit eines Kirchenbundes eine heftige Kontroverse. Freilich konnte er sich am Ende durchsetzen und die Versammlung zu dem Votum bewegen, ein solcher Bund sei wünschenswert. Mehr war auch gar nicht denkbar, denn die Teilnehmer wussten sehr wohl, dass sie kein eigentliches Mandat zur Gründung einer kirchlichen Konföderation über landeskirchliche Grenzen hinweg besaßen. Jeder Versuch, sich darüber hinwegzusetzen, wäre bei den konservativen Legitimisten und in der diesen nahestehenden Öffentlichkeit als ‚revolutionärer Akt‘ empfunden und entsprechend verworfen worden. Die Versammlung sah es deshalb vielmehr als ihre Aufgabe an, die Kirchenregierungen zu Verhandlungen über diesen Punkt zu bewegen. Damit beauftragte man einen Ausschuß, der noch während der Tagung Kontakt mit den wichtigsten Landeskirchen aufnahm. Als diese mit der Ausnahme Württembergs jedoch abwinkten, war dem Kirchentag klar, dass er sein wichtigstes Anliegen nicht durchbringen konnte.

Wichern hatte zu den Unterzeichnern der Einladung gehört, die er auch in seiner Hauspostille, den *Fliegenden Blättern* abdruckte. Kritisch fügte er hinzu, er vermisse in dem Aufruf die Beschäftigung mit anderen praktischen großen Zeitfragen, versicherte jedoch seinen Lesern, dass in Wittenberg genug Raum bleiben werde, diese öffentlich anzusprechen.¹⁶ Wichern war offenbar der einzige, für den die Revolution auch soziale Ursachen hatte, die er auf dem Kirchentag ansprechen wollte. Auf der Tagesordnung stand die Innere Mission zunächst ganz hinten, aber Wichern, den wohl die Furcht plagte, die Versammlung könnte sich auflösen, bevor *sein* Thema behandelt wurde, setzte es schließlich durch, dass dieses ganz nach vorn an die erste Stelle rück-

¹⁶ Einladung nach Wittenberg, in: *Fliegende Blätter*, V. Serie, Anfang September 1848, Nr. 17.

te. Als wesentliches Ziel hatte er im Auge, die Diakonie als wichtige Aufgabe des Kirchenbundes anerkennen zu lassen.¹⁷

Nach einer kurzen Einführung Wicherns am Vortag war es dann am 22. September soweit: Die Innere Mission und ihre Einbettung in die kirchlichen Aufgabengebiete wurden diskutiert. Anders als in den kirchenamtlichen Äußerungen dazu, die das Wirken der freien christlichen Vereine bislang ignoriert hatten, zeigten sich die Anwesenden aufgeschlossen. Wichern erkannte die Gunst der Stunde, als ihn die Versammelten aufforderten, sich grundsätzlicher über die Innere Mission zu äußern. Wohl ohne Manuskript, eben aus dem „Stegreif“ hielt er dann einen 5/4-stündigen Vortrag, der einen ungeheuren Eindruck machte. Dabei war er kein besonders befähigter Redner, zumal er seinen Ausführungen in der Absicht ihre Wirkung zu verstärken, mit derart vielen Zahlen und Fakten spickte, dass die Protokollanten kaum mitkamen. So ist denn auch keine einigermaßen vollständige Fassung seiner Worte überliefert. Das, was wir als *Denkschrift* kennen, stellt nicht etwa die Druckversion seines Vortrags dar, sondern ist etwas Neues, Eigenständiges in systematischer Reflexion.¹⁸

Wichern begann nicht mit der Inneren Mission, sondern mit einer Analyse der Ursachen der Revolution. In herumreisenden Handwerksgesellen und dem Proletariat der großen Städte sah er die Trägerschichten der Revolution. Die Kirche habe gerade diese Klientel vernachlässigt, vor allem die bis ins Ausland wandernden Gesellen, die damit ungeschützt der revolutionären Propaganda ausgesetzt gewesen seien und diese weitergetragen hätten. In der Inneren Mission stehe der Kirche jedoch ein Mittel zur Verfügung, um diesen Schaden wieder gutzumachen. Damit war Wichern beim eigentlichen Thema und berichtete nun über die Anfänge der Inneren Mission in Deutschland und darüber hinaus. Freilich sei das Vorhandene noch nicht ausreichend: Vor allem müssten die glaubenslosen Menschen wieder durch die Verkündigung des Wortes Gottes erreicht werden. Für diese bisher versäumte Bringschuld habe die Kirche Buße zu tun und solle in diesem Kontext die Arbeit der Inneren Mission zu ihrer eigenen erklären. Das war auch der Zusammenhang, in dem Wichern jene Formulierung benutzte, die berühmt werden sollte: „Die Liebe gehört mir wie der Glaube.“ Es ging ihm damit aber nicht nur oder in erster Linie um eine theologische Primäraussage, als die sie später vielfach interpretiert wurde, sondern um das schlichte kirchenpolitische Anliegen, den anvisierten Kirchenbund für die Arbeit der Inneren Mission in die Pflicht zu nehmen.

Mit diesem Ziel hatte er Erfolg, denn die Versammlung stimmte ihm ohne Gegenrede zu, hielt das Thema aber offenbar noch nicht für erledigt, denn am Tage darauf erhielt Wichern nochmals Gelegenheit, vor dem Auditorium zu sprechen. Jetzt zog er praktische Konsequenzen aus dem zuvor Gesagten und regte die Gründung eines Central-Ausschusses an, der in enger Verbindung mit der Leitung des künftigen Kirchenbundes zu schaffen sei. Die vorhandenen, aber vielfach zersplitterten Aktivitäten christlicher Liebestätigkeit müssten zusammengefasst und dadurch verstärkt werden,

¹⁷ Das Folgende nach dem fragmentarischen Protokoll der Wichern und die Innere Mission betr. Sitzungen des Kirchentages, in: J.H. Wichern, *Gesammelte Werke*, hg. v. Peter Meinhold, Bd. 1, Berlin/Hamburg 1962, 155–171.

¹⁸ Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation, im Auftrage des Centralausschusses für die Innere Mission verfasst von J.H. Wichern, a.a.O., 175ff.

dass jeder hier Tätige von der Arbeit der anderen *niisse*. Die Knüpfung kommunikativer Netze im Sachbereich Diakonie mit all seinen theologischen und sozialen Facetten, nicht Leitungskompetenz wollte er dem Central-Ausschuß zuweisen und deutete damit in Richtung eines Modells, das sich als durchsetzungsfähig und damit zukunfts-trächtig erweisen sollte. Denn eine zentrale Diakoniebehörde mit weit reichenden Weisungskompetenzen hätte in Wittenberg auch keine Chance gehabt. Außerdem entsprach dieses Modell den föderalistischen staatlichen und kirchlichen Strukturen in Deutschland und war damit auch für kommende Zeiten besser gerüstet als ein zentrales ‚Diakonie-Konsistorium‘.

Jedenfalls stimmte die Versammlung auf Anregung des Vorsitzenden v. Bethmann-Hollweg Wicherns Plänen in allen Punkten zu, und damit nahm von Wittenberg eine Entwicklung ihren Ausgang, die mit dem im Januar 1849 förmlich konstituierten Berliner Central-Ausschuß ein zentrales diakonisches Koordinierungsgremium schuf oder – in den Worten des alten Bodelschwingh um die Jahrhundertwende – einen „Generalstab der Liebesarmee“ im ‚Krieg‘ gegen Unglaube, Armut und soziales Elend.¹⁹

III.

Im historischen Urteil der Nachgeborenen erscheint es so, als sei Wicherns Rede in Wittenberg gerade recht gekommen, um das völlige Scheitern dieser ersten großen deutschen Kirchenversammlung zu verhindern. Wenn ein Kirchenbund schon nicht zu erreichen war, dann sollte die Idee einer Zusammenfassung der Inneren Mission auf nationaler Ebene demonstrieren, dass man nicht ganz ohne Ergebnis wieder nach Hause fuhr. In der Tat nahm die Gründung des Central-Ausschusses ein Stück weit jene Sehnsucht nach kirchlicher wie natürlich auch politischer Einheit vorweg, die beide erst später erreicht wurden.

Es scheint von daher nicht überzogen, die Innere Mission und ihren Central-Ausschuß intentional als nucleus einer reichskirchlichen Einigung zu betrachten. Ihre Kritiker im Lager des Neuluthertums und die auf Wahrung ihrer Partikularinteressen bedachte Konsistorialbürokratie der Landeskirchen haben das jedenfalls so gesehen. Den einen war die angenommene innerprotestantisch-konfessionelle Indifferenz zuwider, – ein Erbe der Erweckungsbewegung wie der liberal-patriotischen Vereinsbewegung, die sich der Spätaufklärung verbunden wusste. Und die Landeskirchentümer begegneten reichskirchlichen Bestrebungen mit Misstrauen, weil sie davon eine Beeinträchtigung ihrer Eigenständigkeit befürchteten. Als die Revolution in der Reaktionsperiode endete, erlahmte allerdings das kurzzeitige Interesse an einem gesamt-kirchlichen Zusammenschluss. Erst im Umfeld der ‚braunen Revolution‘ des Jahres 1933 kam man nicht mehr umhin, sich den scheinbaren Erfordernissen der Zeit zu beugen und der Bildung einer Reichskirche zuzustimmen.

Wichern hat – wie vorhin angedeutet – mit seinem Werk einen ersten Schritt in Richtung einer vorsichtigen *Politisierung* des Verbandsprotestantismus gewagt, auch wenn er selbst das nicht so sah und jede Absicht eines politischen Gestaltungswillens

¹⁹ Bodelschwingh hatte mit dieser Kennzeichnung allerdings die 1906 gegründete ‚Zentralstelle für Volkswohlfahrt‘ im Auge, ein Dachverband aller freien Wohlfahrtsverbände im Kaiserreich, dem der Central-Ausschuß freilich als größte Einzelorganisation angehörte, so dass dieses Bonmot auch auf ihn zielte. Vgl. Jochen-Christoph Kaiser, Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission, München 1989, 113.

der Inneren Mission vehement bestritt. Dennoch verfolgte er unentwegt das durchaus ‚politische‘ Ziel, die Öffentlichkeit auf die sozialen Missstände seiner Zeit aufmerksam zu machen und sie um ihre Unterstützung bei der Bekämpfung dieser Notlagen zu bitten. Dass dahinter in erster Linie Strukturprobleme standen, die der rasche gesellschaftliche Wandel seit Beginn des Jahrhunderts hervorgerufen hatte, war ihm nicht bewusst. Denn dann hätte er für *politische Reformen* eintreten und eine Änderung der Sozial- und Wirtschaftsverfassung mit Hilfe des Staates fordern müssen. Davon war er weit entfernt, denn solche Zielsetzungen vertraten zu seiner Zeit nur wenige Splittergruppen der sich bildenden ‚linken‘ Bewegung, die man damals pauschal als ‚Comunisten‘ bezeichnete. Wichern und seine politisch konservativen Freunde machten nicht den wirtschaftlichen Wandel für die sozialen Verwerfungen verantwortlich, sondern gerade diese Strömungen, denen sie auch die ‚Schuld‘ an der Märzrevolution von 1848 und die Abwendung großer Bevölkerungsteile von Christentum und Kirchen gaben. Wicherns Auffassung, dass der Staat nicht in den Bereich der Ökonomie regulierend eingzugreifen habe und die Furcht, jede Änderung der Gesellschaftsverfassung gefährde das Königtum und den christlichen Staat als Zielperspektive, ließen es ihm undenkbar erscheinen, dafür einzutreten.

Man wird allerdings berücksichtigen müssen, dass Wichern die sozialen Zustände seiner Epoche noch nicht als Folgen des Industrialisierungsprozesses sah, sondern als Frucht der Massenarmut des Pauperismus. Erst eine Generation nach ihm gingen die (evangelischen) Staatssozialisten einen Schritt weiter. Der ihnen nahestehende Hofprediger Adolf Stoecker und seine Vorstellungen von einem sozialkonservativen Königtum markierten die *zweite Phase* eines sozialen Protestantismus, der sich jetzt merklicher als 40 Jahre früher für die *Intervention* des Staates in diesem Bereich aussprach. Auch wenn damit die herrschenden Gesellschaftsstrukturen im Sinne eines defensiven Konzepts in eine unverkennbar neue Zeit hinübergerettet werden sollten, deuten diese Vorstellungen auf einen Bewusstseinswandel innerhalb der Inneren Mission hin, wie er in der öffentlichen Debatte über soziale Reformen sichtbar wird, in der sich der Central-Ausschuß seit den 1880er Jahre mehrfach einschaltete.

1973 hat Günter Brakelmann in einem Beitrag aus Anlass der 125-jährigen Wiederkehr des Wittenberger Kirchentages darauf hingewiesen, dass Wicherns Konzeption für unterschiedliche politische Optionen seiner Zeit instrumentalisiert werden konnte.²⁰ Die Zustimmung seiner Weggefährten, des bekannten orthodoxen Theologen Ernst Wilhelm Hengstenberg und seiner einflussreichen *Evangelischen Kirchenzeitung* sowie des erwähnten Staatsrechtlers Friedrich Julius Stahl, zu Wicherns in Wittenberg vorgestellten Inneren-Missions-Konzept deutet dies an. Insofern vertrat Wichern eine politische Theologie sui generis, und sein Konzept war keineswegs richtungsoffen, sondern konnte ohne weiteres in den Dienst der damals vorherrschenden konservativ-christlichen Staats- und Gesellschaftsideologie gestellt werden. Auf der einen Seite scheute sich der Leiter des Rauhen Hauses nicht, kirchliche Versäumnisse gegenüber der Massenarmut und den sozialen Trägern der Revolution öffentlich zu brandmarken und übte scharfe Kritik an seinen innerkirchlich-theologischen Gegnern in den Aus-

²⁰ Ders., Denkschrift und Manifest. Hoffnungen auf eine menschlichere Welt, in: Hans Christoph von Hase/Peter Meinhold (Hg.), Reform von Kirche und Gesellschaft. Johann Hinrich Wicherns Forderungen im Revolutionsjahr 1848 als Fragen an die Gegenwart, Stuttgart 1973, 32ff.

einandersetzungen um den Diakonat als besonderes geistliches Amt. Dazu hielt er wenig von konfessionalistischen Trennlinien und schwor seine Innere Mission auf eine mittlere Linie ein. Auf der anderen Seite lehnte er die Revolution und ihre Träger-schichten kompromisslos ab, obwohl – wie die geschichtliche Entwicklung der Jahre 1848/49 zeigte – letztere keineswegs in ihrer Mehrheit aus glaubenslosen sog. Kom-munisten und Aufrührern bestand. Damit ließ sich – wie Brakelmann schreibt – „das von Wichern fundamental theologisch gemeinte Gegenkonzept gegen einen epochal verstandenen Verfall des Glaubens, der Ordnung und der Sitte ... funktional für die Herrschaftsinteressen von Krone, Adel, Bourgeoisie und Fürstenkirche verwerten“. Das klingt hart und ein wenig nach dem Urteil eines Nachgeborenen, der eine Ent-wicklung von mehr als 100 Jahren deutscher Geschichte im Blick hat. Richtig daran ist jedoch, dass die Wichernsche Anthropologie aufs engste mit seiner christlich gepräg-ten Geschichtsauffassung verschränkt war, oder mit andern Worten: Wer sich der Herrschaft Christi, die sich für Wichern in der Ständegesellschaft des Ancien Regime mit ihren klaren Positionen des ‚unten‘ und ‚oben‘ verwirklichte, zu entziehen suchte, hatte Gottes Zorn und Strafe zu gegenwärtigen. Wichern sah die Masse der Entkirch-lichten durch ihr elendes Schicksal geprägt und von daher den Verführungen der atheistisch-revolutionären Demagogen schutzlos ausgeliefert. Deshalb hatten – wenn nicht die Kirche selbst – so doch die ihr zuarbeitende Innere Mission den göttlichen Auftrag, soziale Hilfestellung zu leisten, um den betroffenen Menschen das Hören auf Gottes Wort überhaupt erst wieder zu ermöglichen. Die Doppelspitze von Volksmis-sion und sozialer Dienstleistung, die bis heute Wesenselement der Diakonie geblieben ist, hat hier ihren Ursprung. Insofern ist das bekannte Wort Eugen Gerstenmaiers von der ‚absichtslosen Liebe‘ als Voraussetzung aller Inneren Mission von dem histori-schen Befund nicht gedeckt und trifft nicht die Intentionalität diakonischen Han-delns.²¹

Das Diakonische Werk der EKD gehört heute mit dem katholischen Caritasverband zu den beiden größten der sechs in der Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohl-fahrtspflege zusammengeschlossenen Gruppierungen unseres Landes. Ihre vielfältigen Leistungen für die soziale Sicherung Hilfsbedürftiger sind in Politik und Gesellschaft unbestritten. Aber in Zeiten knapper fließender öffentlicher Gelder und einer zuneh-menden Entkirchlichung mehren sich auch jene Stimmen, die nach dem Sinn eigen-ständiger privater Wohlfahrtsorganisationen fragen: Kommt es den Staat nicht billiger, wenn er deren Aufgaben gleich ganz übernimmt anstatt die Arbeit der Privaten mit hohen Zuschüssen zu fördern? Und ist es noch zeitgemäß, Soziale Arbeit auf der Grundlage eines christlichen Menschenbildes zu tun? Müssen die Privilegien der aner-kannten Verbände nicht endlich zugunsten anderer privater Anbieter fallen, damit auch der soziale Sektor endlich nach marktwirtschaftlichen Grundsätzen organisiert wird? – So oder ähnlich klingen die Stimmen selbst bei manchen, die in Behörden und Ministerien politische Verantwortung tragen.

²¹ Zur Kritik dieses Deutungsmusters vgl. Johannes Degen, *Diakonie und Restauration. Kritik am sozialen Protestantismus in der BRD*, Neuwied/Darmstadt 1975, 34 und passim sowie Jochen-Christoph Kaiser, Eugen Gerstenmaier in Kirche und Gesellschaft nach 1945, in: Wolfgang Hu-ber (Hg.), *Protestanten in der Demokratie. Positionen und Profile im Nachkriegsdeutschland*, München 1990, 69–92, auch im vorliegenden Band: 242–256.

Solcher Kritik produktiv zu begegnen, stellt die Diakonie nach 150 Jahren heute vor neue existenzielle Herausforderungen. Nur in der Rückbesinnung auf die sie tragende Kraft des Evangeliums und seines sozialen Auftrags wird sie diese Herausforderungen annehmen und bestehen können. Die Arbeitsformen haben sich in der Vergangenheit immer gewandelt und den jeweils aktuellen Verhältnissen angepasst. Das gilt auch für die Zukunft, – aber das Grundmotiv sozialen Hilfehandelns der Diakonie hat sich seit Wichern nicht geändert: diese Arbeit um Christi willen zu tun und die Kirche zu mahnen, dass tätige Nächstenliebe und der Glaube nicht voneinander zu trennen sind.

Dass Diakonie in der Lage gewesen ist, unter anderen gesamtgesellschaftlichen Bedingungen auch andere politische Optionen zu verfolgen, zeigt ihre Geschichte in den letzten 150 Jahren. Es dauerte allerdings lange – im Grunde bis 1945 – bis eine veränderte theologische und vor allem politische Denkweise dies zuließ. Vielleicht ist es erlaubt, angesichts eines Jubiläums wie es in diesem Jahr begangen wird, daran zu erinnern, dass es gerade für ein sozialetisch orientiertes Großunternehmen wie die Diakonie von existenzieller Bedeutung bleibt, sich der Gefahren einer Vermischung von gesellschaftspolitischen und theologischen Motiven in ihrer konkreten Tagesarbeit immer bewusst zu sein. Auch Tendenzen, die eine faktische Präferenz für Soziale Arbeit zulasten der theologisch-kirchlichen Rückvergewisserung erkennen lassen, gilt es selbstkritisch zu reflektieren. Dabei kann ein Blick in die Diakoniegeschichte mitwirken; diese liefert keine Rezepte für die Bewältigung der Aufgaben von heute und morgen; aber sie weist anhand der Leistungen der ‚Väter‘ (und ‚Mütter‘) der Inneren Mission auf Grundsatzprobleme hin und macht uns sensibel gegenüber dem Anspruch unseres eigenen Handelns.